

Überarbeitung für Publikation Kirche und Stadt

Titel

**Wo entsteht Gemeinde?
Die versteckten Moscheen in Hamburg**

Verfasser

Joachim Reinig, Architekt

Joachim Reinig ist Freier Architekt in Hamburg (Plan -R- Architekten) plant Gemeinschaftliche Wohnprojekte und arbeitet für Kirchen und Moscheen (z.Zt. Pastorat Friedenskirche, Sanierung Kirchenschiff Michel, Kirchenkaten für Obdachlose, Umbau Gemeindezentrum Osdorfer Born). Er engagiert sich bei dem Aufbau von Genossenschaften und intermediärer Organisationen.

Muslime in Hamburg

In etwa 10 Jahren werden Hamburger Bürger im Alter bis 40 Jahre zur Hälfte aus dem Ausland stammen oder aus Familien mit einem Migrationshintergrund. Ohne diese Zuwanderung hätte Deutschland am Ende dieses Jahrhunderts anstatt 82 Millionen Einwohner nur noch 25 bis 30 Millionen Einwohner(1).

1999 gab es in Hamburg 270 000 Ausländer, davon ca. 130 000 aus Ländern mit islamischer Religion. Damit gibt es in Hamburg etwa soviel Muslime wie deutsche Katholiken.

Ich möchte Ihnen heute die Orte zeigen, an denen sich die Muslime treffen und unter welchen Bedingungen sie ihre Religion ausüben. Ich habe diese Orte als beratender Architekt kennengelernt. In St. Georg, wo ich wohne und arbeite, haben wir einen Gesprächskreis initiiert, der deutsche und ausländische St. Georgianer zusammenführt und einen direkten Dialog ermöglicht, den „St.Georg-Dialog“.

Auf diesem Hintergrund möchte ich auf die Frage zu sprechen kommen: „Integration oder Segregation?“ und was dies für die Orte bedeutet, die muslimische Gemeinschaften in unserer Stadt haben oder benötigen.

Wo sind Muslime in Hamburg sichtbar?

Einer der ersten Gebetsräume für Muslime in Hamburg entstand Anfang der 50er Jahre durch pakistanische Studenten an der Hamburger Universität. Im theologischen Seminar stellten christliche Professoren ihren muslimischen Studenten einen Raum zum Freitagsgebet zur Verfügung. Die Studenten konnten bis dahin nur in der ältesten Moschee, der Ahmediya-Moschee in der Wieckstraße in Stellingen beten. (gebaut vom Architekten Knaak, ein deutscher Muslim, der später noch eine Moschee in Frankfurt plante).

Als der Bedarf größer wurde, zogen die muslimischen Studenten in ein Gebäude in der Bornstraße 16a. Imam war der Deutsche Muslim Mohammad Abdul Karim Grimm. Ein Imam ist ein gewählter Vorbeter und Prediger, er wird nicht zentral eingesetzt, sondern von der Gemeinde bestimmt.

Er erzählt eine bezeichnende Geschichte: Seit 1963 waren in Hamburg 3600 Gastarbeiter aus der Türkei beim Deichbau beschäftigt. Zu dem Ith-Fest am Ende des Fastenmonats Ramadan 1964 suchten sie einen Platz zum Beten und kamen zu dem kleinen Gebetsraum in der Bornstraße, der gerade 46 Personen fasste. Es waren ungefähr 2500 Muslime, die schließlich ihre

Jacken und Mäntel auf die Straße legten und ihr Gebet verrichteten. Der Verkehr war völlig blockiert und die Fahrbereitschaft der Polizei am Pferdestall fragte nach den Verantwortlichen. Aber der Einsatzleiter hatte volles Verständnis und bat lediglich darum, dass das nächste Mal rechtzeitig Bescheid gegeben wird, so dass die Straße abgesperrt werden könne.

Auf Initiative von iranischen Kaufleuten wurde 1961 der Grundstein gelegt für das Islamische Zentrum an der Schönen Aussicht. Es ist die einzige repräsentative Moschee in Hamburg und wurde geplant von den Architekten Schramm und Eligius in Zusammenarbeit mit dem iranischen Architekten Zargarpoor.

Um die Moschee mit Leben zu füllen, wurden die muslimischen Studenten zum Freitagsgebet eingeladen und die Kaufleute stellten ihnen jeden Freitag einen Bus zur Verfügung.

Einer dieser ehemaligen Studenten, der Urdu-Professor Mehdi Razvi hält in dieser Moschee seit 1975 einen aufgeklärten Koranunterricht in deutscher Sprache.

Alle Imame an dieser Moschee hatten die Pflicht, erst einmal die deutsche Sprache zu erlernen. So war hier Imam (1978 bis 1980) der heutige iranische Staatspräsident Chatami, der dem Reformflügel zugerechnet wird.

Ganz anders verlief die Geschichte der türkischen Gemeinde in Hamburg: 1961 baute die DDR die Mauer zur Bundesrepublik und damit verschärfte sich der Arbeitskräftemangel im Wirtschaftswunderland. Zehn Wochen nach dem 13. August wurde das deutsch-türkische Anwerbeabkommen unterzeichnet. Zwischen 1961 und 1973 forderten deutsche Unternehmen rund 740 000 Arbeitskräfte aus der Türkei an. (2) Die Menschen, die als „Gastarbeiter“ kamen, brachten (hauptsächlich nach dem Anwerbestopp 1973) ihre Familien mit oder gründeten in Deutschland eine Familie. Heute leben rund 2,5 Millionen türkische Migranten bei uns.

Dass sie als „Arbeitskräfte auf Zeit“ kamen und viele sich selbst auch so verstanden, spiegelt sich in der Tatsache wieder, dass es in Hamburg bis 1972 keinen eigenen Gebetsraum für türkische Muslime gab. In einem Hinterhof in der Böckmannstraße wurde 1970 der erste Gebetsraum eingerichtet und zwei Jahre später eine alte Badeanstalt schräg gegenüber gekauft – die heutige Moschee Merkez Camii. 1990 wurde auf einem Anbau auch zwei Minarette errichtet – gebaut von türkischen Arbeitern der Sitas-Werft.

Alle anderen Moscheen und Gebetsräume in Hamburg liegen in Hinterhöfen, Kellern, Garagen, Wohnhäusern, ehemalige Läden, in den Stadtteilen, in denen viele Migranten Wohnungen bekommen haben. Man muß genau hinsehen, um diese „Moscheen“ zu entdecken:

Oftmals geben nur handgemalte Schilder Hinweise zu diesen Hinterräumen, Schilder, auf denen die Realität mit Bildern von Moscheen geschönt wird. Die - manchmal getrennten Eingänge nur für Frauen oder Männer - fallen hauptsächlich auf, wenn Freitags nachmittags zum Cuma (Freitagsgebet) viele Migranten auf den Bürgersteigen stehen.

Deutsche gehen hier nicht herein, obwohl auch nicht-muslimische Gäste die Gebetsräume besuchen können (wenn sie die Schuhe ausziehen und sich wie in einem sakralen Raum verhalten).

Die African Muslim Association (AMA) befindet sich in einer ehemaligen Tiefgarage unter einem Häuserkomplex an der Adenauerallee, der abgerissen werden soll. In der Adenauerallee 55 lesen wir in einem Eingang: Pak Aaleme Masjid und Madrisa, (Masjid: Moschee, Madrisa:Schule)



African Muslim Association in einem Keller an der Adenauerallee, Hamburg

Eine Albanische Moschee, Mascid al nur-Moschee „Licht-Moschee“ liegt in einem ehemaligen Bürogebäude am Kleinen Pulverteich in der Tiefgarage, im gleichen Gebäude befindet sich noch eine Pakistanische Moschee.

Am Kreuzweg neben „Arian Import-Export“ steht auf einem handgemalten Schild über einer Durchfahrt Masjid al Guds („Heilige Moschee“), benannt nach der Heiligen Moschee, dem Felsendom in Jerusalem.

Die Afganische Moschee in der Lindenstraße erkennt man an einer Moschee-Silhouette aus grüner Aufklebefolie in einem Schaufensterladen.

Am Steindamm 47 ist die Vahdet Camii („Moschee der Einheit“). Der angeschlossene Supermarkt wirbt für Helal Et Pazari, (türkisch: der Bazar für erlaubtes Fleisch) und bietet Müjde an (türkisch für „Überraschung-Sonderangebot“).



Merkez Camii (Zentrale Moschee) in der Böckmannstraße, St. Georg, Hamburg

Am Nobistor 40 entstand im Jahr 2000 die Yeni Beyazit Camii in einem ehemaligen Möbelgeschäft (Yeni Beyazit ist ein islamischer Mystiker, gest. 874)

Hinter dem Lessingtunnel ist an einem Wohnhaus ein Schild mit der Aufschrift Altona Hicret Camii („Hicret“: Auswanderung des Propheten von Mekka nach Medina im Jahre 622 – Beginn der islamischen Zeitrechnung).

Die Ayasofya liegt im Vogelhüttendeich Wilhelmsburg in einem rückwärtigen Anbau. (benannt nach der „Heilige Sophie-Moschee“ in Istanbul, eine ehemalige byzantinische Kirche)

Ohne jeden Hinweis auf eine Moschee sind die Räume des Türkischen Kulturvereins Neugraben –Neuwiedenthal in einem ehemaligen Bäckerladen in der Neuwiedenthaler Straße. Hier haben sich moslemische Arbeiter von Beiersdorf einen Gebetsraum eingerichtet. In Finkenwerder haben sich die türkischen Arbeiter, die bei der DASA arbeiten, eine ähnliche Moschee hergerichtet. Das Quartier in dem die Moschee liegt, wird im Volksmund „Klein Istanbul“ genannt.

In der Eiffestraße steht über einem Lebensmittelladen auf einem Schild „Ditip – türkisch-islamische Union der Anstalt für Religion e.V.“ und im Hof befindet sich die Mescid-i Aksa Camii.

In einem ehemals landwirtschaftlich geprägten Marschgebiet hat eine irakische Gemeinde das Wohnhaus Billbrookdeich 264 gekauft und nutzt es als Moschee. Zunächst wurde eine provisorische Treppe rückseitig angebaut für einen Fraueneingang.

In einem Industriegebiet liegt die Bilal-Moschee einer Afghanische Gemeinde (Eftingestraße 19 in Wandsbek).

Auf den ersten Blick sehen diese Moscheen für uns sehr ähnlich aus, wenn wir sie überhaupt erkennen. Beim genaueren Hinsehen oder in den Gesprächen mit den Nutzern stellt man aber fest, dass es sehr unterschiedliche Gemeinden aus den verschiedensten Nationen sind, die hier ihre Treffen abhalten. Ähnlich wie in den christlichen Kirchen gibt es viele Organisationen und teilweise stark voneinander abweichende Auffassungen.

Der Koran kennt nur eine Sprache, arabisch, die viele Gastarbeiter aber nicht verstehen, auch wenn die Gebete stets arabisch sind. Häufig ist Deutsch die einzige gemeinsame Sprache, um mit den Glaubensbrüdern anderer Nationen reden zu können.

In Hamburg gibt es meines Wissens heute folgende Moscheen:

27 türkische / 3 Arabische / 2 Kurdische / 2 Afganische / 2 Pakistanische / 2 Afrikanische / 1 Iranische / 1 Irakische / 1 Albanische / 1 Bosnische / 1 Ahmedia - insgesamt 43 Moscheen. Hinzu kommen ca. 20 islamisch gesinnte Vereine. Im Hamburg gibt es zudem zahlreiche Aleviten, die grundsätzlich keine Moscheen betreiben, sondern sich in Privatwohnungen (Cem-Häusern) treffen. Sie beziehen sich auf Ali, den Schwiegersohn und Neffen Mohammeds und setzen sich für eine zeitgemäße Interpretation des Korans und der Scharia ein. Sie betreten keine Moscheen, weil Ali in einer Moschee ermordet wurde.

„Kulturverein“ steht für die unterschiedlichsten Aktivitäten, auch für nicht-religiöse Teestuben und sogar für Spiel- oder Zockerclubs, was oft ein allgemeines Mißtrauen hervorruft. Woher der Begriff „Kulturverein“ kommt ist unklar. Ahmed Yazici von der Merkez Camii in Hamburg erklärt den Ursprung so: türkische Arbeiter in Lübeck, die sich als Verein Anfang der 80er Jahre organisieren wollten, um Räume anmieten zu können, fragten deutsche Sozialdemokraten bei der Arbeiterwohlfahrt um Hilfe. Diese schrieben ihnen eine Vereinssatzung und nannten der Verein „Kulturverein“. Nach erfolgreicher Registrierung beim Amtsgericht wurden dann diese Satzung immer wieder weitergereicht – und damit bürgerte sich auch dieser Begriff ein.

Die türkischen Moscheen gehören unterschiedlichen Organisationen an:

- 9 Ditip-Moscheen (Türkisch-islamische Union der Anstalt für Religion), Die Imame werden vom Türkischen Staat für jeweils 6 Jahre geschickt und auch vom türkischen Staat besoldet.
- 9 BIG-Moscheen „Bündnis islamischer Gemeinden in Norddeutschland e.V.“
- 8 Moscheen des Verbandes der Islamischen Kulturzentren (VIKZ)
- 1 Moschee der Grauen Wölfe mit Nationalsozialistische Orientierung der Türk Föderation Ahmed-Yesewi-Moschee (alttürkischer Moslem) Holstenstraße/Max-Brauer-Allee
- Kaplan („der Kalifenstaat“) hat in Hamburg keine organisierten Anhänger

Die Moscheen und Gebetsräume befinden sich vorwiegend in den Stadtteilen, in denen die Migranten wohnen, also im Zentrum von Altona, in Billstedt und Horn, Wilhelmsburg und Veddel, St. Pauli, Rahlstedt, in Jenfeld, im Zentrum von Harburg, in Barmbek und St. Georg. In sechs größeren Stadtteilen haben Migranten einen Anteil von über 30% der Bevölkerung.

Der Gebetsraum – ein heiliger Raum?

Der Prophet Mohammed kannte keine Moscheen. Gebetet wurde in den Häusern und Höfen, im Freien, unter schattigen Bäumen.

Haben die Kirchen die symbolische Ostorientierung beim Kirchenbau, weil die römischen Christen nach Osten in Richtung Jerusalem beteten, so halten Muslime auf der ganzen Welt die Richtung zur Quibla ein, d.h. sie beten weltweit in unterschiedliche Himmelsrichtungen, aber immer in Richtung Mekka. (In den ersten Jahren nach Mohammed haben sie auch in Richtung Jerusalem gebetet und es gibt im Iran noch eine Moschee mit diesen beiden Gebetsrichtungen). Ein wissentlicher Verstoß würde das Gebet ungültig werden lassen. In Hamburg ist Quibla ziemlich genau im Südosten. In dieser Richtung liegt in allen Moscheen der Mihrab (Gebetsnische) und der Mimbar (Predigtkanzel) und die Teppichmuster oder Linien geben den Gläubigen die genaue Ausrichtung ihrer Niederwerfung beim Gebet an.

Das islamische Gebet ist nur gültig, wenn es im Zustand der Reinheit ausgeführt wird. Hierzu ist eine rituelle Waschung erforderlich (türkisch: Abdes, arabisch: Wodu). Füße, Hände und Unterarme, Kopf und Nacken werden mit Wasser bestrichen. Ist kein frisches Wasser vorhanden oder kann es aus krankheitsgründen nicht benutzt werden, kann die rituelle Waschung auch trocken stattfinden – sie ist aber immer Voraussetzung zum Gebet.

Auch die Haare sollten geschnitten sein, daher findet man in vielen Moscheen Frisörstuben.

Beim Gebet wirft sich der Gläubige mehrmals nieder und der Kopf berührt den Boden, daher ist der Gebetsraum immer ein sauberer Raum, der nur barfuß oder mit Strümpfen betreten werden darf.

Wird das Gebet anderswo verrichtet, wird ein Gebetsteppich oder ein Kleidungsstück untergelegt. Die Schiiten benutzen außerdem einen Gebetsstein, auf den der Kopf gelegt wird, als zusätzliche Sicherheit für Sauberkeit des Gebetsplatzes.

Moscheen und Gebetsräume sind keine „heiligen Räume“. Heilige Räume im Islam sind nur die Moscheen, die Gedenkstätten und Gräber von berühmten Imamen und ihrer Familienangehörigen enthalten. Je nach Raumangebot kann in Moscheen auch geschlafen oder gegessen werden, allerdings darf nicht geraucht werden. Handlungen, Gespräche und Gedanken sollten jedoch

dem Ort angepasst werden und auf Betende wird Rücksicht genommen (aber Besucher können viele Moscheen auch zu Gebetszeiten besichtigen).

Wie in den jüdischen Tempeln finden Frauen in den Moscheen ihren Platz auf Emporen oder hinter Wandschirmen, oft zusammen mit den kleineren Kindern. Die Sharia selbst erlaubt das Gebet in einem gemeinsamen Raum, nur sollen die Frauen hinter den Männern beten (damit die Männer den Frauen bei der Niederwerfung nicht unter den Rock schauen und überhaupt würden die Frauen im ständigen Blickfeld die Männer zu sehr ablenken). Die Imam Ali Moschee hat eine Frauenempore, die Merkez Camii eine Frauenetage, in die das Gebet über Lautsprecher übertragen wird. In den Hinterhofmoscheen ist die Situation meist schlechter. Es sind keine eigenen Räume für sie zum Gebet vorhanden oder sie sind unbelichtet, schlecht belüftet und die Zugänge sind improvisiert.

So kommt es, dass die Männer zum Freitagsgebet gehen und die Frauen sich zu Hause um die Kinder kümmern. Allerdings treffen sich in vielen Moscheen die Frauen zu sozialen Aktivitäten, zum Reden, Handarbeiten und zum Deutschlernen. In der Moschee in der Lindenstraße haben die Frauen einen Raum mit selbst hergestellten Textilien, die sie verkaufen oder tauschen.

Die Situation der Frauen im Islam ist ein eigenes Thema. Wir blicken mit den Erfahrungen der europäischen Frauenemanzipation des 20. Jahrhunderts auf Gesellschaftsformen, in denen das Patriarchat noch herrscht wie vielleicht bei uns im 19. Jahrhundert. Dies nur dem Islam zuzuschreiben ist historisch sehr kurz gefasst. Der Koran selbst definiert konkrete Rechte der Frauen, über die die Bibel sich noch ausschweigt. Hier ist noch viel gesellschaftliche Aufklärung und theologische Anpassungsarbeit erforderlich.

Der Umgang mit den Plätzen für die Frauen ist eine der spannendsten Fragen beim Bau neuer Moscheen in Europa.

Das Leben in den Moscheen

In der Organisation der islamischen Gemeinden ist eine Moschee nicht nur ein Ort zur Ausübung der Religion, sondern gleichzeitig Gemeindezentrum mit vielfältigen Aktivitäten. Hier wird zusammen gegessen und die religiösen und privaten Feste gefeiert, es werden Menschen in Lebenskrisen und Umbruchsituationen beraten, Jugendliche und Erwachsene erhalten Unterricht im Koran und in der arabischen Sprache, Schulkinder bekommen Nachhilfeunterricht in deutscher Sprache, in ihrer Heimatsprache und in anderen Fächern. Die Migranten der ersten Generation, von denen viele nicht mehr als 300-400 deutsche Worte sprechen, erhalten Deutschunterricht. Den Moscheen angegliedert sind oft Geschäfte zur Nahrungsversorgung, Buchläden, Reisebüros. Diese Geschäfte sind neben Spenden (und dem Zakat, der Spende für die Armen am Ende des Ramadan) die finanzielle Grundlage für die Moscheeunterhaltung. Sie sind für Nicht-Mulsime zugänglich, ebenso wie die Moscheeräume selbst.

Koranschulen, in denen islamische Theologen ausgebildet werden, gibt es in Hamburg nicht.

Die Teestuben und Restaurants sind die Treffpunkte insbesondere für die älteren Männer, die pensioniert oder arbeitslos sind.

Es sind die kulturellen Informationsbörsen, hier wird auch gemeinsam über Satellit das heimatische Fernsehen gesehen und kommentiert.

Ein zunehmendes Problem stellen islamische Bestattungen dar. Sie sind in Hamburg bisher nur auf gesonderten Grabfeldern auf dem Friedhof Öjendorf und Ohlsdorf möglich. Bisher fanden ca. 2000 Bestattungen statt, die übrigen Verstorbenen wurden in die Heimat zurückgebracht.

Türken werden hier in Deutschland Muslime und Deutsche

Die Entwicklung der Moscheen in Deutschland ist nicht zu trennen von der politischen Entwicklung in den Heimatländern, oftmals frühere Kolonien europäischer Länder.

Die Kinder der Eliten besuchten häufig die Schulen in Europa und wurden hier weltanschaulich geprägt. In der postkolonialen Zeit bildeten sie die politische Führungsschicht, die jedoch mit den aus Europa übernommenen sozialistischen oder demokratischen Systemen scheiterten. In den totalitären Regimen, wie z.B. Ägypten, Syrien oder dem Irak und anderen arabischen Ländern wurden politisch-religiöse Menschen verfolgt. Diese „Islamisten“ forderten seit den 60er und 70er Jahren die Rückbesinnung auf die eigenen Werte. Nicht wenige mussten ins Exil flüchten – paradoxerweise oft nach Europa, das ihnen Religionsfreiheit gewährt. Sie bildeten die Keimzellen und organisatorischen Kerne für den Aufbau neuer Gemeinden hier bei uns.

Sie trafen hier auf die Menschen, die als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen waren. Um den Kulturschock zu verarbeiten, hielten diese einerseits engen Kontakt zu der Heimat und ihren Familien dort, andererseits wurden die Moscheen die heimatlichen Inseln in der Fremde, auf die sie fliehen konnten. „Transportable Heimat“ nennt dies Wolfgang Grünberg, Professor für praktische Theologie an der Uni Hamburg und Leiter der Arbeitsstelle Kirche und Stadt.

Aber das Leben in Deutschland verändert auch sie. Viele junge Gastarbeiter verfügten über ein relativ hohes Einkommen. Zuhause wurde das Geld als Familieneinkommen behandelt und die Väter in der Heimat wollten darüber verfügen. Die jungen Männer rebellierten zunehmend gegen diese althergebrachten Strukturen und lösten sich mehr und mehr von der Familie im Heimatland. Auch die Frauen schätzten in Deutschland den Raum, den sie hier einnehmen können, z.B. dürfen sie hier alleine in die Stadt gehen. Das veränderte Viele langsam aber grundlegend und entfremdete sie von ihrer Herkunftskultur. In den Heimaturlaube wurden die Männer verantwortlich gemacht für das freizügige und selbstbewusste Verhalten der Frauen mit dem Ergebnis, dass oft die Kluft zur Heimat noch größer wurde.

Hier sind sie die „Türken“, in der Heimat ihrer Eltern, die die Jüngeren nur noch vom jährlichen obligatorischen Urlaub her kennen, werden sie „die Deutschen“ genannt. Sie fallen zwischen die Kulturen.

Nicht wenige versuchten eine Reintegration durch Rückkehr. Etliche scheiterten nach zwei oder drei Jahren. Möglicherweise konnten sie sich ein kleines Geschäft aufbauen oder eine Wohnung kaufen, doch Arbeit war knapp und für die Kinder gab es keine gute Perspektive, weder Ausbildung noch gesicherte Arbeit. Sie mußten zudem feststellen, dass der Aufenthalt im Ausland sie verändert hat. Viele zogen dann endgültig nach Deutschland.

Diese Desillusionierung ist ein Grund, dass seit Mitte der 80er Jahre, - mit der Zweiten Generation - die endgültige Integration in Deutschland sich als einzige Perspektive sich abzeichnete.

Mit der Zweiten Generation kam sowohl die deutsche Sprache und die Öffnung zur neuen Heimat, als auch der Wunsch, für die eigene Religion

einen Platz zu finden. Die oftmals erst entdeckte oder wiedergefundene Religion übernimmt dabei die Aufgabe der Kulturwahrung und der Erinnerung an die eigenen Wurzeln.

Als Muslime finden sie eine Eindeutigkeit, eine religiöse Heimat. Hier kann der Kulturschock überwunden werden und man findet Geborgenheit, eben dass, was auch Christen in den Kirchen und Juden in den Tempeln finden.

Mustafa Yoldaz, einer der Teilnehmer am St. Georg Dialog beschreibt das so: *„Die mangelnde Akzeptanz von Außen, die ständigen Ängste um den Arbeitsplatz wegen der unqualifizierten Ausbildung und die Angst vor Entfremdung veranlassten viele dazu, sich mehr an ihre eigene Kultur / Religion zu klammern. So ist es gar nicht verwunderlich, dass viele der Generation unserer Eltern hier erst ein religiöses Bewusstsein erlangten. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mein Vater sich nicht zu wenig Raki hinter die Binde goss, dann bei türkischer Musik mit seinen Freunden tanzte und mich dabei auf die Schulter nahm. Dabei verlor er die Kontrolle über sich und ich stürzte mit dem Kopf auf den Boden. Mittlerweile ist er aus islamischer Sicht seit über 20 Jahren „trocken“, betet fünfmal am Tag, hat schon die Pilgerfahrt hinter sich und bemüht sich auch sonst, ein guter selbstbewusster Muslim zu sein. In der Türkei hätte vielleicht so ein Bewusstseinswandel gar nicht stattgefunden.“*(3).

Islamisierung des Stadtteils?

So aktive Nachbarschaften wie Johanna Wolfs Hofgemeinschaft in Ottensen sind sicher noch eher eine Ausnahme interkulturelle Lebens in Hamburg. Aber in der Regel verstehen sich Nachbarn und Kollegen unterschiedlicher Herkunft eben so, wie sich Nachbarn oder Kollegen verstehen: mal besser, mal schlechter, oft freundlich, manchmal distanziert.

Was ist aber, wenn Migranten sich an Orten konzentrieren, Klein Istanbul entsteht?

"Islamisierung des Stadtteils!" diese von Deutschen ausgesprochene Befürchtung schreckte Mitte 1998 einige Menschen in Hamburg-St.Georg auf. Gemeint war insbesondere das Gebiet östlich des Steindamms, das "Sanierungsgebiet Böckmannstraße".

Der Schrecken war ein doppelter: Die Einen formulierten ihr Unbehagen an einem Sichtbarwerden insbesondere türkischer und islamischer Gesellschaft: die Gemüsehändler, die Banken, die Moscheen, aber auch die Menschen auf der Straße: Die Männer in ihren weiten Hosen, die Frauen mit Kopftüchern in Abstand hinter den Männern herlaufend, die Pulks von Gläubigen nach dem Freitagsgebet vor den Moscheen, die parkenden Autos, die dann Fahrbahn und Bürgersteige blockieren. Deutsche als Minderheit im eigenen Land?

Die Anderen waren erschreckt von einer drohenden Polarisierung zwischen Deutschen und Ausländern. St.Georg mit seinen vielfältigen Initiativen und Vereinen steht für hohe Liberalität und Integrationskraft, für ein friedliches Miteinander unterschiedlicher Normen und Kulturen. Konnten die Drogenprobleme noch auf der Ebene der Forderung nach ausreichender Betreuung in ganz Hamburg und nach einer fürsorgenden Drogenpolitik angegangen werden, so drohte mit der "Islamisierung" eine Trennung des Stadtteils - eine Kommunikationstrennung und eine Ghettobildung, bei der es nur noch ein Drinnen oder ein Draußen gibt, verbunden mit ständig drohenden Grenzkonflikten.

Zygmunt Bauman beschreibt in seinem Buch "Postmoderne Ethik":
"Modernes Leben bedeutet Leben mit Fremden, und mit Fremden zu leben ist immer ein prekäres, zermürbendes und auf die Probe stellendes Leben."

Der befürchtete Konflikt ist bisher verhindert worden: Am Pulverteich tolerieren sich Muslime und Schwule, nicht zuletzt deshalb, weil sowohl der Imam der albanischen Moschee Fejizuhali, wie auch der Vorstand von Hein und Fiete, Fank Münzinger, sich der Problematik bewußt sind und über den Sanierungsbeirat oder den St.Georg-Dialog den Kontakt halten können.

Moscheen – Orte der Integration oder Segregation?

Sind Moscheen heute Orte der Integration oder der Segregation (4)?

Unstrittig ist es Aufgabe der Religionen, Frieden zu stiften: Abraham ist ein gemeinsamer Ahnherr von Juden, Christen und Mulsimen und die Ringparabel könnte eine Anleitung sein für ein friedliches Wetteifern. (Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass alle drei Religionen auch eine kriegerische Geschichte haben und die heiligen Bücher kriegerische Aussagen beinhalten – was für einen konstruktiven Dialog aufgearbeitet und bewertet werden sollte).

Moscheen werden heute vielerorts mißtrauisch beäugt – hier treten Migranten sichtbar organisiert auf und nicht nur als einzelne Nachbarn und Kollegen. Beschworen wird die Angst vor dem „Staat im Staat“, die Angst vor der Umklammerung Europas durch den Halbmond. (Der Hamburger Verfassungsschutzbericht zeigt so ein Symbol von Milli Görüs). Die Türken, 1683 vor Wien erfolgreich zurückgeschlagen, jetzt sind sie unter uns!

Bei der Frage der Integrationsmöglichkeiten von Muslimen in einen christlichen Kulturkreis entstehen – oft auf beiden Seiten – fundamentalistische Antworten der Unverträglichkeit von Sharia und Grundgesetz oder Menschenrechten.

Allerdings sollten wir aufpassen, nicht in die „Islamistenfalle“ zu geraten. Mathias Rohde, Professor für Bürgerliches Recht und Rechtsvergleichung an der Universität Erlangen-Nürnberg beschreibt damit die Gefahr, das von Fundamentalisten in Anspruch genommene Interpretationsmonopol für den Islam ungeprüft anzuerkennen. Fundamentalismus ist eine sehr moderne Erscheinung (nicht nur im Islam – das Wort stammt ursprünglich aus dem Bibelgürtel der Christen in den USA).

Mathias Rohe kommt in einem Artikel in der FAZ zu dem Schluss: *„Wem Gott sein Buch gibt, dem gibt er auch Verstand. Das islamische Recht verlangt die Auslegung und läßt sich auch demokratisch Interpretieren. ... Es könnte sich ein deutsches oder europäisches Islamisches Recht herausbilden, das auf der modernen Weiterentwicklung beruht und damit den Grundlagen der hier geltenden Rechtsordnungen entspricht.“*

Jede Integration braucht Zeit und jede Integration verändert beide Seiten. Und jede Integration braucht Zeichen und Symbole

Grünberg stellt die Frage nach der „öffentlichen Symbolisierung“ unterschiedlicher Identitäten im Stadtgefüge und verweist auf latente oder offene Gewaltpotential bei fehlenden Identifizierungsmöglichkeiten mit der Stadt.

Ich folge seinen Ausführungen: *„Es ist also zu fragen, wie die Identifikation mit der eigenen Stadt nachhaltig gefördert werden und möglichst auf Dauer gestellt werden kann. Hier kommt bestimmten Symbolen, mit denen sich die Mehrheit der Stadtbevölkerung emotional identifizieren kann, eine große Rolle zu...Großstädte sind heute tendenziell als „Filialen“ der zusammenwachsenden Weltgesellschaft anzusehen und bedürfen als solcher zentraler, aber pluraler Symbolisierungen unterschiedlicher städtischer Gruppierungen“*

Am Beispiel der skandinavischen Seemannskirchen in Hamburg oder der renovierten Synagogen in Berlin zeigt Grünberg auf, *„wie öffentliche Repräsentation und Symbolisierung von Identität ethnischer Minoritäten das Gefühl vermittelt, in der Fremde doch auch zu Hause sein zu können. ... Fundamentalisierungstendenzen zeigen sich freilich gerade dort verstärkt, wo signifikanten Minderheiten keine öffentliche Anerkennung und Aufmerksamkeit zu Teil wird, wo also Ausgrenzungsängste in der städtischen Gesellschaft bestehen und dadurch Selbstisolierung oder Abkapselungstendenzen verstärkt werden.“*

In vielen Europäischen Städten sind Moscheen entstanden – es ist keine lokale Frage mehr. In Rom oder Wien sind repräsentative Moscheen am Stadtrand entstanden, in Mannheim im Ausländerviertel, in München neben

der Kläranlage, in Berlin am Tempelhofer Feld - aber immerhin, Gemeinden finden dort ihre Zentren.

Neue Standorte für Moscheen und Gebetsräume:

Hamburg tut sich noch schwer mit den neuen Bewohnern.

Die evangelische und katholische Kirche war 1998 unangenehm berührt, als sie im neuen Stadtentwicklungskonzept Hamburgs keine Erwähnung fanden, aber sie besitzen immerhin bedeutende Standorte. Sie stellen im Bewußtsein vieler Menschen genau jene Symbolik dar, von der vorhin die Rede war. Dies ist besonders in Hamburg mit seiner immer noch von Kirchtürmen bestimmten Silhouette der Fall, unabhängig von der Anzahl der aktiven deutschen Christen

Die Muslime können im Stadtbild die typischen Symbole Kuppel und Minarett hingegen kaum wiederfinden. Grünberg schreibt – ohne dies auf Muslime explizit zu beziehen – aber doch sehr treffend: *„Es gibt eine ins bauliche übertragene Segregationstendenz gegenüber bestimmten Ausländern, die die Geschichte religiöser und kultureller Intoleranz fort schreibt“.*

Die expedierenden islamischen Gemeinden haben einen großen Raumbedarf, finden jedoch keine Standorte. Die Bebauungspläne sehen keine neuen Standorte für religiöse Zwecke vor. Selbst wenn neue Stadteile entwickelt werden, wie die Hafencity, werden Moscheenutzungen nicht einmal angedacht.

Alte Baupolizeiverordnungen oder altes Baurecht erlauben in Industriegebieten, Gewerbegebieten oder auch Wohngebieten keine kulturellen, sozialen oder religiösen Nutzungen. Befreiungen sind praktisch nicht zu bekommen, da die Nachbarn zustimmen müssen. Religionsgemeinschaften treffen auf offene oder versteckte Ablehnung in politischen Gremien.

Mit der Merkez Camii in St.Georg wurde immerhin ein städtebaulicher Vertrag zur Entwicklung des Standortes abgeschlossen. Allerdings mit großen Auflagen zum Wohnungsbau, der nicht dem Bedarf nach größeren Moscheeräumen gerecht wird. Wir haben für eine neue, repräsentative Moschee an diesem Standort eine Planung erarbeitet, die in der Bevölkerung auf große Akzeptanz gestoßen ist. Bürgerverein, Einwohnerverein, Kirchen, Interessensgemeinschaft Steindamm haben sich für die Moschee eingesetzt.

Die Bauvoranfrage wurde vom Bezirk Hamburg-Mitte im März 2002 abgelehnt und den Moscheevertretern und dem Einwohnerverein wurde im Sanierungsbeirat das Stimmrecht entzogen.

Hintergrund ist die Einstufung von Milli Görüs als verfassungsfeindlich, die Verstärkung der Ängste nach dem 11.September 2001, sowie die politische Entwicklung in Hamburg und der beginnende Wahlkampf der Parteien für die Bundestagswahlen

Zum Schluss noch ein Hinweis: Die einen haben, was die anderen brauchen

In Hamburg mehren sich die Gemeinden, die ihre Kirchen aufgrund sinkender Gemeindemitglieder nicht mehr füllen und unterhalten können. Selbst Abrisse von Kirchengebäuden werden ins Gespräch gebracht (z.b. Kapernaum). Leere Kirchen werden noch nicht an nicht-christliche

Religionsgemeinschaften vermietet oder verkauft. Hier ist eine Grundsatzdiskussion wünschenswert, die sowohl ansetzen sollte an den gemeinsamen religiösen Grundlagen wie auch an den tiefsitzenden Ängsten unterschiedlicher Geschichte und Kulturen.

Die Hamburger Islamischen Gemeinden haben sich 1999 zu der Shura zusammengeschlossen. Vorsitzender ist Mustafa Yoldaz. Mit der Shura ist für den interreligiösen Dialog ein geeigneter Gesprächspartner vorhanden.

Zusammenfassung

Abschließend möchte ich zusammenfassen in vier Punkten:

1. Integration braucht Zeit (vielleicht Generationen), mit der Sprache kommt die Entwicklung. Integration verändert beide Seiten: die integriert werden sollen und die Kultur, in die integriert wird.
2. *“Fehler wachsen aus der Unkenntnis von Regeln, und die Fremdheit von Fremden ist im Grunde diese unsere Unkenntnis.”* Zygmund Bauman
3. Islam ist wandlungsfähig. Christentum ist wandlungsfähig. Fundamentalistisch-mittelalterliche Auslegungen der heiligen Bücher sind historische Ergebnisse und veränderbar.
4. Integration ist möglich, wenn die Migranten-Kulturen und –Religionen ihren Platz bekommen und in der Stadt symbolisch sichtbar werden.

Anmerkungen

(1) Herwig Birg, Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld und Uno-Migrationsexperte, in: „Wann werden die Deutschen aussterben ? WaS, 12.11.00

(2) (Zeitpunkte 2/99).

(3) Dokumentation St. Georg Dialog, S. 26

(4) Definition Segregation „Absonderung einer Menschengruppe aus gesellschaftlichen, eigentumsrechtlichen oder räumlichen Gründen“ (Fremdwörterduden, ursprünglich: Begriff aus der amerikanischen Soziologie)

Literatur

1. Bauman, Zygmunt: Postmoderne Ethik, Hamburg 1995
2. Birg, Herwig: „Wann werden die Deutschen aussterben ? in: WaS, 12.11.00)
3. Grünberg, Wolfgang: „Transportable Heimat“ in: Kirche + Kunst 2/2000, S. 72 ff)
4. Rohde, Mathias: Was lernt ihr eigentlich in der Koranschule? In: FAZ vom 27.10.2000, S. 54
5. St.Georg-Dialog: Inländische und ausländische St.Georger im Gespräch miteinander, Dokumentation, Hamburg 1999